

Erstes Buch.

Der normännische Gast, der sächsische König und
die dänische Prophetin.

Erstes Kapitel.

Lustig war der Monat Mai im Jahr unseres Herrn 1052. Da gab es nur wenige Bursche und noch weniger Mädchen, welche den Morgen des ersten Tages dieses fröhlichen Monats verschlafen hätten, denn lange vor der Dämmerung hatte das junge Volk Wiesen und Wälder heimgesucht, um Maibäume zu fällen und Blumen zu winden. Manche schöne grüne Wiese lag damals noch jenseits des Dorfes Charing und hinter der Thorneyinsel (zwischen deren Farren- und Brombeersträuchern sich eben um jene Zeit rasch und stattlich die Halle und Abtei von Westminster erhob); mancher Wald dehnte sich dunkel im Sternenlichte an den Abhängen über den feuchten Strand mit seinen zahlreichen Kanälen oder Gräben auf beiden Seiten der großen Renterstraße. Flöten und Hörner klangen fern und nah über die grünen Stellen, aus denen Gesang und Gelächter und das Krachen der brechenden Nester in die Lüfte erscholl.

Wie der Morgen grau im Osten empordämmerte, beugte sich manches schelmische blühende Gesicht, um sich im Maithau zu baden. Geduldige Ochsen standen dosend an den blütheduftenden Hecken, bis die munteren Maischnitter mit ihren stattlichen Stangen aus den Wäldern kamen, während die Mädchen die Schürze voll Blumen nachtrugen, die sie auf den Wiesen im Schlafe überrascht hatten. Auch die Stangen prangten von Blumensträußen, und jedem Ochsen wurde ein Kranz um die Hörner gehängt. Dann strömten die Prozessionen gegen Anbruch des Tags durch alle Thore in die Stadt zurück; voraus zogen Knaben mit ihren Maigaden (geschälten Weidengerten mit Schlüsselblumen umwunden) und durch die belebenden Klänge der Hörner und Flöten schallte laut aus dem wandelnden Haine ein munterer Chor, der einige alte sächsische Verse — Vorläufer des späteren Liedes: „Wir haben den Sommer heimgebracht!“ — anstimmte.

Oft waren Könige und Aeltermänner in den guten alten Tagen, bevor der Mönch-König regierte, auf diese Weise in die Maien gegangen; allein jener gute Prinz konnte solche Lustbarkeiten, die nach dem Heidenthume schmeckten, nicht leiden. Dennoch war der Gesang eben so lang und die Zweige waren eben so grün, als ob König und Carl im Zuge mitgewandelt wären.

Die schönsten Matten für die Schlüsselblumen, die grünsten Wälder zu den Zweigen umringten damals an der großen Kenterstraße ein stattliches Gebäude, das einst einem üppigen Römer angehört hatte, jetzt aber entstellt und verfallen war.

Bursche und Mädchen scheuten jedoch solche Orte, und als sie mitten in ihrer Lustbarkeit auf dem Heimwege an den zertrümmerten Mauern, den angenisteten Außengebäuden vorüberkamen und in deren Nähe die grauen Druidensteine (jene Denkmale eines Zeitalters, das den sächsischen wie den römischen Eroberern lange vorhergegangen) in der Dämmerung durchschimmern sahen, hatte der Gesang ein Ende, die Jüngsten bekreuzten sich und die Aelteren meinten in feierlichem Flüstern, es wäre wohl vorsichtiger, ihren fröhlichen Gesang in einen frommen Psalm zu verwandeln. In jenem alten Gebäude wohnte nämlich Hilda — finsternen berühmigten Andenkens — Hilda, welche, wie man glaubte, allem Gesetz und Canon zum Troß noch immer die verderblichen Künste der Wicca und Morth-wyrtha (der Hexe und Todtenverehrerin) praktiziren sollte. Sobald jedoch das Völkchen jenen Bereich des Schreckens hinter sich hatte, war der Psalm vergessen und der fröhliche Chor drang abermals laut, hell und silberrein durch die Morgenlüste.

So gelangte man gegen Sonnenaufgang nach London, und Thüren und Fenster wurden gebührendermaßen mit Blumenguirlanden umwunden, jedes Dorf in der Umgebung hatte seinen Maibaum, der das ganze Jahr über stehen blieb. Jede Arbeit ruhte an diesem glücklichen Tage; Georl und Theowe (Schiffer und Landmann) hielten ihren Feiertag, um zu tanzen und sich um den Maibaum herumzutummeln, und so geschah es denn wirklich, wie das Lied es erzählt, daß Jugend, Frohsinn und Musik am ersten Mai den Sommer hereinbrachten.

Noch am andern Tage konnte man deutlich erkennen, wo die fröhlichen Banden sich herumgetrieben hatten; man konnte ihren Weg an den zerstreuten Blumen und Blättern und an den tiefen Räder Spuren der Karren, welche die Maibäume heimführten, — diese waren oft mit zwanzig bis vierzig Ochsen gespannen besetzt — verfolgen und von jeder Anhöhe ließen sich weit über das ganze Land die zierlichen Maibäume gewahren, womit der Rasen jedes Weilers gekrönt war — die Luft schien noch immer mit den Düften der Blumenguirlanden erfüllt.

Mit eben diesem zweiten Maitage des Jahres 1052 will ich denn meine Geschichte im Hause Hilda's, der berühmten North-wyrtha, eröffnen. Es stand auf einer sanften, grünen Anhöhe und trotz der barbarischen Verwüstung, die es von barbarischen Händen erlitten hatte, war immer noch genug davon übrig geblieben, um gegen die gewöhnlichen Wohnungen der Sachsen einen auffallenden Kontrast zu bilden.

Noch immer waren die Ueberbleibsel römischer Kunst sehr zahlreich über England verbreitet, aber es geschah nur selten, daß sich der Sachse seine Heimath unter den Villen dieser früheren Eroberer erwählte. Unsere ersten Vorfahren waren weit eher geneigt zu zerstören, als sich an Gegebenes anzupassen. Durch welchen Zufall dieses Gebäude eine Ausnahme von der allgemeinen Regel bildete, ist jetzt unmöglich zu erforschen; so viel ist gewiß, daß es seit sehr langer Zeit ganzen Geschlechtern teutonischer Gebieter zum Obdache gedient hatte.

Die Veränderungen, die mit dem Gebäude vorgegangen, waren traurig und grotesk zugleich. . . Was jetzt als Halle diente, war offenbar das Atrium (Vorhof) gewesen, der runde Schild mit seiner zugespitzten Buckel, der Speer, das Schwert und der kleine krumme Saffanach des früheren Teutonen hingen an denselben Säulen, welche früher von Blumen umwunden gewesen; in der Mitte des Flurs, wo zwischen dem hartgestampften Pflaster aus Lehm und Kalk noch Trümmer der alten Mosaik hervorglitzerten, war der Herd auf das frühere Impluvium etablirt und der Rauch stieg langsam durch die Oeffnung im Dache, welche vor alten Zeiten den Regen des Himmels eingelassen hatte. Rings um die Halle hatte man die alten *cubicula* oder Schlafgemächer (klein, hoch und nur von der Thüre aus beleuchtet) für die Dienerschaft des Haushalts oder untergeordnete Gäste beibehalten, während am hintern Ende der Halle der weite Raum zwischen den Säulen, durch den man einst aus anmuthigen Zellen in das *tablinum* und *viridarium* hinausegeschaut hatte, mit wüstem Gerümpel und römischen Ziegelsteinen ausgefüllt war, so daß nur eine niedere Rundboogenthüre übrig blieb, welche noch immer in das *Tablinum* führte. Dieses selbst, früher das heiterste Staatszimmer des römischen Großen, war jetzt mit allerlei Plunder, Reisbündeln und Geräthschaften des Landbaus angefüllt. Zu beiden Seiten dieses entweihten Gemaches dehnte sich rechts das alte *Iararium* (Gemach des Laren), nun aber seiner alten Götterbilder und Familienstatuen entkleidet, links das frühere *gynaecium* (Frauengemach).

Das Lararium war übrigens von einem frühern sächsischen Than oder Galden offenbar schon vor Einführung des Christenthums in ein Staatszimmer verwandelt worden, denn hier und dort hatte eine grimmige Künstlerhand auf das einst mit Gegenständen aus der klassischen Mythologie und Poesie reich bemalte Glas Skizzen gesudelt, welche Hengist's weißes Roß oder Wodens schwarzen Raben darstellen sollten; Runeninchriften liefen zum Theil verwischt erbarmungslos über die Mitte eines abgeblassten Gefäßs mit spielenden Liebesgöttern; gespenstige Wolfsköpfe, durch Zeit und Verfall, Motten und Würmer halb zerstört, hingen über einem alterthümlichen, seltsamen Stuhle und hatten dort in melancholischem Stolze seit dem Tage gehaust, da diese verwandten Thiere von ihren sächsischen Brüdern so unnatürlich vertilgt worden waren.

Alle diese Gemächer, deren Thüren sich auf die offene Gallerie, Viridarium genannt, und dann auf einen Peristyl oder längliche Colonnade öffneten, waren nur mit Ausnahme des mittleren Tablinums (dieses hatte die Thüre beibehalten) durch Fenster geschlossen; das im alten Lararium war bloß durch Lattenwerk gegen den Regen geschützt, das gegen das Gynäceum dagegen mit trübem grauem Glase versehen. (Das Glas, das zur Zeit Bedas eingeführt wurde, war nämlich damals * sowohl an Gefäßen als an

* So bringt Alfred in einem seiner Gedichte das Glas als ein bekanntes Bild der Vergleichung:

„So oft die wilde See
Bei Südwind

Fenstern in den Häusern der Wohlhabenden weit häufiger als in der viel späteren Zeit des glänzenden Plantagnets, obwohl sich dessen Gebrauch immer noch auf die Vermöglichen beschränkte.) Der alte Peristyl war von bedeutender Ausdehnung; die eine Seite hatte man in Stallungen, in Schwein- und Ochsenställe verwandelt; auf der anderen war aus rohen Eichenplanken, welche oben durch Platten zusammengehalten wurden, eine christliche Kapelle errichtet, welche ein Schilfdach bedeckte. Die Außenwand des Peristyls nebst seinen Säulen bildete eine wirre Trümmermasse, durch deren riesige Spalten ein Grassügel an den Abhängen theilweise mit Ginsterbüschen bedeckt hindurchschimmerte.

Auf diesem Hügel standen die verstümmelten Trümmer eines alten druidischen Cromlechs (Altar), in dessen Mitte man nahe an einer Begräbnismündung mit dem Bauta- oder Grabsteine eines frühern sächsischen Häuptlings an dem einen Ende — verbrecherischer Weise einen Altar für Thor aufgestellt hatte, was sowohl aus der Gestalt als aus einem rohen halbverwischten gemeißelten Relief des Gottes mit seinem geschwungenen Hammer und einigen Runenbuchstaben hervorging. Hier sah man aufs Neue, wie der Sachse mitten in dem Tempel des Bretonen den Schrein seines triumphirenden Kriegsgottes aufgerichtet hatte.

Unter den Trümmern dieser eben genannten Außenseite des Peristyls, welche auf den Hügel hinausging, waren

Wie graues Glas so klar
Sich tobend aufwirft."

Chas. Turner.

erstens ein alter römischer Brunnen, der jetzt den Schweinen zur Schwemme diente, und dann ein kleiner sacellum oder Bacchustempel (wie das noch erhaltene Fries und Relief bezeugte) übrig geblieben, so daß das Auge mit einem Blick die Denkmäler von vier verschiedenen Glaubensbekenntnissen überschauen konnte — hier das druidische, mystisch und symbolisch; dort das römische, sinnlich aber menschlich; das teutonische, grausam und zerstörend, und am spätesten entstanden und alle überlebend, obwohl bis jetzt seinen sanften Einfluß über die Thaten der Menschen nur in geringem Grade ausübend — der Bau, welcher der Lehre des Friedens gewidmet war.

Durch das Peristyl zogen Leibeigene und Schweineherden ungehindert hin und her; im Atrium sah man Männer der höhern Klasse, halb bewaffnet, einige mit Trinken, andere mit Würfeln, diese mit ungeheuren Hunden, jene mit den Falken beschäftigt, welche ernst und feierlich auf ihren Stangen saßen.

Das Lararium war verlassen, das Gynäceum dagegen noch immer wie in der Römerzeit das Lieblingsgemach des weiblichen Hauspersonals und trug auch noch dieselben Namen*. Mit einer dort versammelten Gruppe werden wir jetzt zunächst zu thun haben.

Die Ausstattung des Zimmers deutete auf den Rang und die Wohlhabenheit des Besitzers. Damals war nämlich der häusliche Luxus des Reichen weit größer, als man deren

* „Das Gemach, worin die angelsächsischen Frauen wohnten, hieß Gynecium.“ — Fossbrocke, II. Bd. S. 570.

Regel angenommen hat: der Fleiß der Frauen schmückte Wände und Geräthe mit Nadelarbeit und Vorhängen, und gleichwie ein Chan durch den Verlust seiner Ländereien auch seinen Rang einbüßte, so behielten die höheren Klassen einer mehr auf Reichthum als Geburt sich gründenden Aristokratie gewöhnlich einen Theil ihrer übrigen Schätze bei, welche sonst in die Bazars des Orients und auf die nähern Märkte von Flandern und dem saragenischen Spanien wanderten.

In diesem Gemache waren die Wände mit reichgestickten seidnen Vorhängen drappirt. Auf einem Schenkfische standen Trinkhörner, in Silber gefaßt, und sogar einige Gefäße aus purem Gold. Ein kleiner runder Tisch in der Mitte wurde durch sonderbar geschnitzte symbolische Ungeheuer gestützt. An der einen Wand saßen auf einer langen Bank ein halb Duzend Hausmägde, mit Spinnen beschäftigt; ferne von ihnen und nahe am Fenster sah man eine hochbetagte Frau von eigenthümlicher majestätischer Miene und Haltung. Auf einem kleinen Dreifuß vor ihr lag eine Runenhandschrift mit einem Tintenzug von eleganter Form nebst silbernem Schreibgriffel. Zu ihren Füßen kauerte ein kaum sechzehnjähriges Mädchen, dessen schönes langes Haar, über der Stirne gescheitelt, weit über ihre Schultern herabfiel. Ihre Kleidung war eine linnene Untertunika mit langen Ärmeln, welche hoch zu Hals hinaufreichte, und ohne all' die modernen kunstreichen Zwangsanstalten durch den einfachen Gürtel die schlanken Verhältnisse und den zarten Umriss des Mädchens hervorhob. Die Farbe dieser Tracht war das reinste Weiß, nur an den Bördüren reich gestickt.

Die Schönheit der Kleinen grenzte wirklich an Wunderbare, denn sogar in einem Lande, das durch seine schönen Frauen sprüchwörtlich geworden, hatte sie ihr bereits den Namen der „Schönen“ erworben. Bei ihr vereinigten sich nämlich — bis jetzt nicht ohne gegenseitigen Wettstreit um die Herrschaft — die beiden nur selten in einem und demselben Antlitz verbundenen Reize des Edlen und des Sanften. Der Beweis dieses innern Kampfes zeigte sich in der That in dem ganzen Aeußern: der Verstand war noch nicht gereift, Seele und Herz noch nicht vereinigt, und Editha, die christliche Maid, wohnte in dem Hause Hilda's, der heidnischen Prophetin. Die blauen Augen des Mädchens, unter dem Schatten ihrer langen Lider dunkel erscheinend, waren voll Spannung auf das strenge unruhige Gesicht geheftet, das sich mit jenem zerstreuten Blicke, welcher die Abwesenheit der Seele andeutet, über ihr eigenes Antlitz beugte. So saß Hilda, und so kauerte ihre Enkelin Editha.

„Großmutter,“ sagte das Mädchen leise und nach langer Pause — der Klang ihrer Stimme erschreckte die Hausmägde dermaßen, daß jede Spindel für einen Augenblick inne hielt und sich dann mit erneuter Thätigkeit von Neuem regte — „Großmutter, was beunruhigt Dich? Denkst Du nicht an den großen Carl und seine schönen Söhne, welche jetzt ferne über die weite See verbannt sind?“

Bei den Worten des Mädchens fuhr Hilda wie aus einem Traume empor, und als Editha ihre Frage beendet hatte, erhob sie sich langsam zu der vollen Höhe ihrer Gestalt, welche, ungebeugt von den Jahren, sogar die gewöhnliche

Männergröße weit überragte, und von dem Kinde sich abwendend, fiel ihr Auge auf die schweigende Mägdereihe, welche an ihrem raschen geräuschlosen verstohlenen Werke saß.

„Hoh!“ rief sie, während ihr kaltes hochmüthiges Auge in düsterm Feuer aufglimmte, „gestern haben sie den Sommer eingebracht, heute helfst ihr den Winter einbringen. Webt nur gut — habt mir Acht auf Zettel und Einschlag, Skulda* ist unter Euch, und ihre bleichen Finger führen das Weberschiff.“

Die Mägde wagten nicht die Augen aufzuschlagen, obwohl Aller Wangen bei den Worten der Gebieterin erblaßten. Die Spindeln furrten, der Faden schoß und das Schweigen war alsbald eifriger denn zuvor zurückgekehrt.

„Fragst Du,“ fuhr Hilda endlich, an das Kind gerichtet, fort, als ob die Frage, die sich so lange zuvor an ihr Ohr gewendet, erst jetzt ihre Seele erreicht hätte, „fragst Du, ob ich an den Carl und seine schönen Söhne dachte? — Ja, ich hörte den Schmied, wie er Waffen auf den Amboss schwang, und wie der Hammer des Schiffbauers starke Rippen für die Meeresrosse zimmerte. Ehe noch der Schnitter seine Garben gebunden, wird Carl Godwin die Normannen in den Hallen des Mönchekönigs verscheuchen, wie der Falke die Brut im Taubenschlage verscheucht. Webt nur gut und habt mir Acht auf Zettel und Einschlag, ihr flinken Mädchen — stark sey das Gewebe, denn heißend ist der Wurm.“

* Skulda — die Norma, oder das Schicksal, das unsere Zukunft lenkt.

„Was weben sie denn, gute Großmutter?“ fragte das Mädchen mit Scheu und Verwunderung in ihren sanften milden Augen.

„Das Todtenhemd für den Großen.“

Hilda's Lippen schloßen sich, aber ihre Augen, leuchtender als zuvor, starrten in den leeren Raum hinaus, und ihre bleiche Hand schien Buchstaben gleich Runenzeichen in die Luft zu malen, bis sie sich langsam umwandte und durch das trübe Fenster hinauschaute.

„Reicht mir Schleierhaube und Stab,“ gebot sie plötzlich.

Jedes der Mädchen, heilig froh eine Arbeit zu verlassen, welche erst frisch begonnen schien und nach dem, was sie über ihren Zweck von der Herrin erfahren, bei ihnen gewiß nicht sehr beliebt war — erhob sich, um diesem Befehle zu gehorchen.

Ohne die Hände, die miteinander wetteiferten, zu beachten, nahm Hilda ihre Haube und stülpte sie theilweise auf die Stirne, worauf sie, leicht auf ihren langen Stab sich lehrend, dessen Kopf einen aus schwarzgefärbtem Holze geschnittenen Raben vorstellte, in die Halle und von da durch das entheiligte Tablinum in den mächtigen, durch den bedeckten Peristyl gebildeten Hof trat, wo sie eine Weile nachdenklich stille hielt und ihrer Enkelin rief. Das Mädchen stand halb an ihrer Seite.

„Komm mit. — Es gibt ein Gesicht, das Du nur zweimal in Deinem Leben sehen sollst — heute — —“

Hilda schwieg und man sah, wie die rauhe, fast kolossale Schönheit ihres Gesichtes sich sänftigte.

„Und wann abermals, meine Großmutter?“

„Kind, lege Deine warme Hand in die meine. So! das Gesicht verdunkelt sich vor den Blicken: wann abermals — fragst Du, Editha? Ach, ich weiß es nicht.“

So sprechend ging Hilda langsam an dem Römerbrunnen und dem Heidentempel vorüber und stieg den kleinen Hügel hinan; dort auf der entgegengesetzten Seite des Gipfels, den druidischen Cromlech und den teutonischen Altar hinter sich, setzte sie sich bedächtig auf den Rasen nieder.

Einige Maasliebchen, Primeln und Schlüsselblumen wuchsen in der Nähe; diese begann Editha zu pflücken, indem sie beim Kranzwinden ein einfaches Lied sang, das eben sowohl durch seinen Dialekt wie durch das in ihm waltende Gefühl seinen Ursprung in den Balladen der Norsa* verieth, deren Charakter sich durch sorglosere Fassung von der künstlicheren Poesie der Sachsen wesentlich unterschied. Das Lied läßt sich ziemlich unvollkommen also wiedergeben:

* Unsere Literaturhistoriker haben dem großen Einflusse nicht Rechnung getragen, welchen die Poesie der Dänen auf unsere frühere Muse äußerte. Ich zweifle keinen Augenblick, daß sich die Minstrellieder unseres Nordens und des schottischen Tieflands auf diese Quelle zurückführen lassen, während sogar in den mittleren Grafschaften Canuls Beispiel und Bemühungen nicht ohne besonderen Werth auf den Geschmack und Geist unserer Barden bleiben konnte. Jener große Fürst ermunterte aufs Freigebigste die skandinavische Poesie und Claus nennt acht dänische Dichter, die an seinem Hofe lebten.

„Lustig dort die Drossel singt
In dem lust'gen Mai;
Drossel singt zu meinem Ohr:
Herz ist nicht dabei.

Lustig mit dem Blüthenzweig
Lächelt froh der Baum;
Mein Auge nach den Blüthen schaut:
Herz schifft in Meeresraum.

Mein Mai ist nicht der Blüthenzweig —
Nicht Vogelfang im Gras:
Mein Mai der war im Winterfrost,
Wenn Einer neben saß.“

Als sie an die letzte Strophe kam, schien ihre sanfte Stimme einen Chor von lauter Hörnern, Trompeten und gewissen anderen, der damaligen Musik eigenthümlichen Blasinstrumenten zu erwecken. Der Hügel begrenzte die Hochstraße nach London, welche sich damals zwischen weiten Forststrecken durchwand, und unter den Bäumen zur Linken hervortretend, kam eine stattliche Gesellschaft zum Vorschein.

Voraus zogen zwei Bannerträger, jeder mit einer Fahne. Auf der einen war das Kreuz und die fünf Hämmer — das Wahrzeichen Edwards, später mit dem Namen der Befenner — abgemalt; auf der andern sah man ein einfaches breites Kreuz mit einem tiefen Rande ringeum, der Winkel in scharfe Spitzen ausgezackt.

Das erste Banner war Edithen bekannt, welche ihre Guirlande fallen ließ, um den nahenden Prachtzug zu beschauen; das letzte dagegen schien ihr noch fremd. Sie war gewöhnt, das Banner des großen Carls Godwin neben dem

des Sachsenkönigs zu sehen, und darum sagte sie fast unwillig:

„Wer wagt es, theure Ahne, ein Banner als Wimpel aufzupflanzen, wo das des Carls Godwin flattern sollte?“

„Schweig,“ gebot Hilda; „schweig und schaue!“

Unmittelbar hinter den Standartenträgern kamen zwei Gestalten, in Miene, Jahren und Alter wunderbar unähnlich, jede einen Falken auf der linken Faust führend. Der eine der beiden Männer ritt einen milchweißen Zelter, dessen Schabrase mit Gold und ungeschliffenen Juwelen besetzt war. Obwohl nicht eigentlich alt — denn er war kaum über die Sechzig — war ihm doch das Alter in Miene und Haltung eingegraben. Seine Gesichtsfarbe war zwar ausnehmend klar und seine Wangen von gesunder Röthe gefärbt, aber sein Gesicht zeigte lange tiefe Furchen und unter seinem Barett, das in der Form den schottischen nicht unähnlich war, wallte das lange schneeweiße Haar mit einem großen Zwickelbarte sich vermischend. Weiß schien seine Lieblingsfarbe, denn weiß war die obere Tunika, die mit einer breiten Spange oder Brosche auf die Schulter geheftet war, weiß die wollenen Beinkleider, die seine abgemagerten Glieder bedeckten, und weiß der Mantel, jedoch mit einer breiten Bordüre von Gold und Purpur besetzt. Der Schnitt seiner Kleidung war wie er einem Edlen geziemte, nur daß er für die gebrechliche, ungraziöse Gestalt des Reiters gar übel taugte.

Gleichwohl erhob sich Editha, sobald sie seiner ansichtig wurde, mit einem Ausdruck tiefer Ehrfurcht, und ging

mit den Worten: „es ist unser Herr, der König!“ einige Schritte den Hügel hinab, wo sie, die Arme über die Brust gekreuzt, und in ihrer jugendlichen Unschuld ganz vergessend, daß sie das Haus ohne Mantel und Schleierhaube, wie man sie für die Tracht der Jungfrau wie der Matrone außer dem Hause als unerläßlich betrachtete, zu Haus gelassen hatte — am Fuß desselben stehen blieb.

„Edler Sir und Bruder mein,“ sagte die tiefere Stimme des jüngeren Reiters in der romanischen oder normännischen Sprache. „Ich habe gehört, daß das kleine Völkchen, von dem meine Nachbarn, die Bretonen, uns so Vieles erzählen, in diesem Eurem schönen Lande sehr zahlreich seyn solle, und ritte ich nicht an der Seite eines Mannes, dem kein ungetauftes und nicht absolvirtes Geschöpf sich nahen darf — bei der süßen St. Valery, ich würde sagen: dort drüben steht eines jener selben gentiles fées.“

König Edwards Auge folgte der Richtung, welche sein Begleiter mit der Hand andeutete, und seine ruhige Stirn zog sich leise zusammen, als er Editha's jugendliche Gestalt regungslos nur wenige Schritte vor sich sah, während die warmen Mailüste mit ihren langen goldenen Locken kochten. Er hielt seinen Zelter an und murmelte einige lateinische Worte, in denen der Ritter neben ihm ein Gebet erkannte, welchem er sein Amen mit entblößtem Haupte und in so salbungsvollem Tone beifügte, daß ihn der königliche Heilige mit schwachem Beifallslächeln und einem zärtlichen „Bene, bene, Piosissime!“ belohnte.

Sofort seinen Zelter gegen den Hügel lenkend, winkte

er dem Mädchen, ihm näher zu kommen. Editha gehorchte mit hochrothen Wangen und trat bis an die Straße. Die Bannerträger hielten wie der König und seine Begleiter — die Prozession hinten blieb stehen — dreißig Ritter, zwei Bischöfe, acht Knechte, alle auf feurigen Rossen und in normännischer Tracht — Knappen und Fußknechte — ein langes pomphaftes Gefolge — alle hielten an; nur einige wegelaufene Hunde sonderten sich von der übrigen Meute und wanderten mit hängendem Kopfe in die benachbarten Forste.

„Editha, mein Kind,“ begann Edward noch immer normännisch-französisch, denn er sprach seinen Landesdialekt nicht sehr geläufig und das Romanische, das unter den höheren Klassen in England schon lange einheimisch gewesen, war seit seiner Thronbesteigung die ausschließliche Hofsprache geworden, und als solche wurde angenommen, daß jeder Earl-Sippe sie gleichfalls spreche — „Editha, mein Kind, Du hast hoffentlich meine Lehren nicht vergessen, Du singst die Hymnen, die ich Dir gab und versäumst doch nicht, die Reliquie um den Nacken zu tragen?“

Das Mädchen senkte das Haupt und schwieg.

„Wie kommt es denn,“ fuhr der König fort, während er seiner Stimme vergeblich einen strengen Accent zu geben versuchte, „wie kommt es, o Kleine, daß Du, deren Gedanken sich bereits über diese Fleischeswelt emporgeschwungen haben und eifrig auf den Dienst unserer keuschen und gebenedeiten Maria gerichtet seyn sollten, so schleierlos und allein — ein Ziel für die Augen der Männer — am Wege stehst? Geh' zu, das ist nichts.“

Dieser Vorwurf, vor so großer glänzender Gesellschaft ausgesprochen, färbte des Mädchens Wangen mit wechselnder Röthe, ihre Brust hob sich, aber mit einer Anstrengung weit über ihre Jahre, hielt sie ihre Thränen zurück und sagte in mildem Tone:

„Meine Großmutter Hilda befahl mir mit ihr zu kommen und ich kam.“

„Hilda!“ rief der König, seinen Zelter mit anscheinender Bestürzung zurückhusend; „Hilda ist aber nicht bei Dir — ich sehe sie nicht.“

Indem er noch sprach, erhob sich Hilda, und ihre hohe Gestalt erschien so plötzlich auf dem Gipfel des Hügels, daß man hätte glauben können, sie wäre aus dem Boden emporgestiegen; mit leichtem raschem Schritte neben ihre Enkelin tretend, gab sie nach einer flüchtigen hochmüthigen Verbeugung zur Antwort:

„Hilda ist hier; was verlangt Edward, der König, von seiner Dienerin Hilda?“

„Nichts, nichts,“ versetzte der König hastig, und ein Aufzug von Furcht kam über sein stilles Antlitz, worauf er mit dem widerstrebenden Ton eines Menschen, der seinem Gewissen gegen die eigene Neigung gehorcht, also fortfuhr: „außer daß ich Dich bitten möchte, dieses Kind hinter Hausschwelle und Altar zu halten, wie es der Maid geziemt, welche unsere heilige Jungfrau ihrer Zeit für ihren Dienst erkiesen wird.“

„Nicht so, Sohn Etheldreds, Sohns von Wodan; Benda's letzter Abkömmling muß leben, nicht um als Geist

zwischen Klostermauern zu schweben, sondern um Söhne für den Krieg in ihres Vaters Schilde zu wiegen. Es gibt ja so wenige Männer wie ehemals, und so lange der Fuß des Fremden auf sächsischem Boden verweilt, sollte kein Zweig an Wodans Stamme im Blatte geknickt werden.“

„Per la resplendar Dé, * kühne Dame,“ schrie der Ritter neben Edward, während sich düstere Gluth über seine bronzene Wange ergoß, „Du zeigst wahrlich für einen Unterthan eine zu geläufige Zunge, und für die Lippen einer christlichen Matrone schwagest Du viel zu viel von Eurem heidnischen Wodan.“

Silda begegnete den blitzenden Augen des Ritters mit einer Stirne, worauf hohe Verachtung nicht ohne leisen Schreck sich abmalte.

„Kind,“ sagte sie, ihre Hand auf Edithens schöne Locken legend, „Das ist der Mann, den Du nur zweimal in Deinem Leben sehen sollst — blick auf, daß Du ihn Deinem Gedächtniß wohl einprägest!“

Editha hob unwillkürlich die Augen, welche, einmal auf den Ritter geheftet, wie durch einen Zauber an ihn gefesselt schienen. Sein Gewand, von so dunklem Karmoisin, daß es neben der schneeweißen Tracht des Bekenners fast schwarz aussah, war mit einem breiten goldgestickten Saume besetzt; sein fester voller Hals, stark und kräftig wie eine Granitsäule, war ganz unbedeckt, und eine kurze Pelzjacke oder Halbmantel, der ihm über die Schultern hing, enthüllte in ihrer ganzen Breite seine Brust, welche dazu gebaut

* Beim Glanze Gottes.

schien, das Vorrücken einer ganzen Armee aufzuhalten, während sich an seinem linken Arme, der zur Stütze für den Falken leicht gebogen war, die starken Muskeln durch den engen Ärmel rund und sehnig hervorhoben. An Größe ragte er nur wenig über die jetzige Männerhöhe empor; * aber seine Haltung, seine Miene, der Adel seiner großartigen Verhältnisse stachen dermaßen ins Auge, daß er sich unermesslich über die andern zu erheben schien.

Sein Gesicht war übrigens noch merkwürdiger als seine Gestalt; noch in der Blüthe der Jugend, schien er beim ersten Blicke jünger, beim zweiten älter als er wirklich war. Beim ersten Blicke jünger, denn sein Gesicht war ganz glatt geschoren, sogar ohne den Schnurrbart übrig zu lassen, wie ihn der sächsische Höfling, als Nachahmung der Normannen, noch immer abzulegen sich weigerte, so daß das glatte Gesicht und der bloße Hals an sich schon genügte, seinem gebietenden eindringlichen Wesen einen jugendlichen Anstrich zu verleihen. Sein kleines Barett ließ die mit kurzem, dickem, ungefräuselterm, aber rabenschwarzem, glänzendem Haar bedeckte Stirne gänzlich unbedeckt, eine Stirne, auf welcher die Zeit ihre Spuren eingegraben hatte, denn sie war in einer Falte über den Augbraunen gerunzelt, und tiefe Furchen kreuzten ihre breite, aber nicht hervortretende Oberfläche. Jene Stirnrunzel verkündete ein jähzorniges Temperament und die Gewohnheit strengen Kommando's; jene Furchen erzählten von tiefem Nachdenken und einem intriguirenden Geiste, die eine bloß Temperament und zu-

* S. Note A. am Ende des Werkes.

fällige Umstände, die andere, edlere, den Charakter und die Geisteskraft verkündend. Das Gesicht war vierkantig und der Blick löwenähnlich; der Mund, klein und sogar schön im Umriß, bekam durch seine ausnehmende Festigkeit einen düstern Ausdruck, und das Kinn — breit, massig und wie in Eisen gebunden — gab Zeugniß von einem hartnäckigen, erbarmungslosen, entschlossenen Willen; es war ein Kinn, wie es unter Thieren dem Tiger, unter Menschen aber dem Eroberer zukommt — ein Kinn, wie es an den Bildern eines Cäsar, Cortes oder Napoleon hervortritt.

Seine ganze Erscheinung war wohl darauf berechnet, die Bewunderung der Frauen nicht minder, wie die Scheu der Männer zu erregen. Aber keine Bewunderung mischte sich in den Schrecken, der das Mädchen ergriff, während sie den Ritter lange und gedankenvoll anstarrte: der Zauber der Schlange über den Vogel erhielt sie stumm und in eistiger Erstarrung. Nie vermochte sie dieses Gesicht zu vergessen; oft sollte es noch in ihrem späteren Leben, am hellen Tage wie in ihren Träumen, vor ihren Gedanken spuken.

„Schönes Kind,“ begann der Ritter, von ihrem hartnäckigen Anstarren endlich ermüdet, während jenes Lächeln, wie es Solchen, die an das Befehlen gewöhnt sind, eigen ist, seine Stirne sänftigte und seine Lippen die angeborene Schönheit wiedergab, „schönes Kind, laß Dir von Deiner grämlichen Ahnfrau nicht so unhöfliche Lehren, wie den Haß gegen die Ausländer, aufheften. Wie Du zur Jungfrau heranreißt, so erfahre auch, daß der normännische Ritter ein geschworener Sklave der Schönheit ist. Deffne die Hand,

mein Kind," indem er von seinem Varet einen ungeschnittenen, in byzantinische Filigranarbeit gefaßten Juwel abnahm, „und wenn Du den Fremdling schmähen hörst, so stecke diese Kleinigkeit in die Locken und denke freundlich an William, Graf* der Normannen.“

Indem er so sprach, ließ er den Juwel zu Boden fallen, denn Editha, welche vor ihm zurückbebt, streckte keine Hand darnach aus, und Hilda, mit welcher Edward leise gesprochen hatte, kam alsbald zur Stelle und stieß den Edelstein mit ihrem Stab unter die Hufe des königlichen Zelters.

„Sohn der Normannin Emma, welche Deine Jugend ins Exil sandte — tritt nur die Gaben Deines normännischen Verwandten mit Füßen, und wenn Du, wie man sagt, mit solcher Heiligkeit begabt bist, daß der Himmel Deiner Hand die Macht zu heilen, und Deiner Stimme die Gewalt zu fluchen verleiht, so heile Dein Land und fluche dem Fremdling!“

Bei diesen Worten hob sie den rechten Arm gegen William, und so groß war die Würde und Gewalt ihrer Leidenschaft, daß Alle ein förmliches Grauen überfiel. Den Schleier übers Gesicht ziehend, wandte sie sich sofort lang-

* Es ist bemerkenswerth, daß die normännischen Herzoge sich nicht Grafen oder Herzoge der Normandie, wohl aber der Normannen nannten, wornach auch die ersten anglonormännischen Könige bis auf Richard I. sich Könige der Engländer, und nicht von England titulirten. In sächsischen wie in normännischen Chroniken führt William gewöhnlich den Titel Graf (comes); doch wollen wir ihm in unserer Geschichte den bekannteren Namen Herzog geben.

sam zur Seite und erreichte den Gipfel des Hügels, wo sie aufrecht neben dem Altar der nordischen Gottheit stand, ihre Gestalt regungslos wie eine Bildsäule, ihr Angesicht unsichtbar wegen des Schleiers, mit dem sie es förmlich verhüllt hatte.

„Reitet weiter,“ sprach Edward sich bekreuzigend.

„Bei den Gebeinen der heiligen Valery,“ rief William nach einer Pause, worin sein scharfes schwarzes Auge den düstern Ausdruck auf dem sanften Angesicht des Königs beobachtet hatte, „es nimmt mich nur gewaltig Wunder, wie selbst so heilige Gegenwart diese barschen, nichtswürdigen Worte ohne Zorn anzuhören vermag. Beim Himmel, auch wenn die stolze Dame der Normandie (und dafür halte ich das Weib des stattlichsten meiner Barone, William Fitzosborne's) also zu mir gesprochen hätte —“

„So würdest Du gethan haben wie ich, mein Bruder,“ fiel Edward ein; „Du hättest unsern Herrn gebeten, ihr zu verzeihen und wärest mitleidig weiter geritten.“

Williams Lippen bebten vor Zorn, aber er drängte die Antwort, die ihm auf der Zunge schwebte, zurück, indem er seinen fürstlichen Genossen voll Zuneigung — und diese ist ja von Natur mehr zur Bewunderung als zur Verachtung geneigt, — betrachtete. So stolz und grausam auch des Herzogs Thaten waren — sein Glaube war dennoch aufrichtig, und während dies den Prinzen hauptsächlich zu dem frommen Edward hinzog, beugte sich derselbe auf der andern Seite mit jener Art unwillkürlicher, abergläubischer Huldigung vor dem Manne, der die Handlungen dem reli-

größten Glauben anzupassen suchte. Man wird bei heftigen stürmischen Geistern immer die Erfahrung machen, daß ein sanftes Gemüth, das stark gegen sie kontrastirt, sich auffallend in ihre Neigungen einschmeichelt. Nur dieses Princip der menschlichen Natur vermag die enthusiastische Ergebung zu erklären, wie sie die milden Leiden des Erlösers bei den wildesten Verwüstern des Nordens erweckten; ja mit der Wildheit des Kriegers stand oft gerade seine Liebe zu jenem göttlichen Ebenbilde im Verhältniß, über dessen Leiden er weinte, zu dessen Grabe er barfuß wanderte, dessen Beispiel in mitleidsvoller Versöhnlichkeit zu folgen er aber gleichwohl an sich selbst als die größte Niederträchtigkeit betrachtet hätte.

„Nun schwöre ich Dir, bei der Gebenedeiten, ich ehre und liebe Dich, Edward,“ rief der Herzog mit offenerer Herzlichkeit, als man sonst an ihn gewöhnt war, „und wäre ich Dein Unterthan, dann wehe jedermänniglich, der seine Zunge rührte, um Dich mit einem Athemzuge zu verwunden. Doch wer und was ist diese nämliche Hilda? Gehört sie zu Deinem eigenen Geschlecht? — gewiß, nur königliches Blut kann so kühn in den Adern rollen!“

„William, bien aimé!“ sagte der König, „es ist wahr, diese Hilda, der die Heiligen verzeihen mögen, ist von königlichem Geblüte, doch nicht von unserer eigenen Herrscherlinie. Man fürchtet,“ fuhr Edward mit schüchternem Flüstern und hastigem Seitenblicke fort, „dieses unglückliche Weib sey von jeher den Gebräuchen ihrer heidnischen Vorfahren weit mehr als denen der heiligen Kirche zugethan gewesen, und

es gibt Leute, welche behaupten, daß sie auf diese Weise von einem Zauberer oder gar von dem Bösen selbst Geheimnisse erlangt habe, denen der Rechtschaffene in seiner Frömmigkeit ausweichen muß. Nichts desto weniger laßt uns lieber hoffen, daß ihr Gemüth von den erlittenen Unglücksfällen etwas verwirrt ist."

Der König seufzet und der Herzog nicht minder, aber der Seufzer des Letzteren verkündete bloß dessen Ungeduld. Er warf einen wilden sengenden Blick auf die stolze Gestalt der Prophetin zurück, die man noch immer durch die Waldöffnungen gewahrte, und sagte in düsterm Tone:

"Von königlichem Geblüt; doch hat diese Wodanshere hoffentlich keine Söhne oder Verwandte, welche auf den Thron der Sachsen Anspruch machen?"

"Sie ist eine Sippe von Godwins Weibe Githa, und das eben ist ihre gefährlichste Verwandtschaft," gab der König zur Antwort; "denn der verbannte Carl machte, wie Du weißt, keinen Anspruch auf den Thron, sondern begnügte sich mit nichts Geringerem als mit der Regierung unsers ganzen Volkes."

Der König fuhr dann fort, eine Skizze von Hilda's Geschichte zu entwerfen; allein seine Erzählung war eben sowohl durch seine abergläubischen Vorurtheile, wie durch seine unvollkommene Kenntniß aller Hauptereignisse und Charaktere in seinem eigenen Königreiche dermaßen entstellt, daß wir es wagen müssen, seine Aufgabe auf uns zu nehmen, und während der königliche Zug durch Wälder und Matten weiter zieht, aus unsern besondern Geschichtsquel-

len in aller Kürze die Chronik von Hilda, der skandinavischen Bala, zu erzählen.

Zweites Kapitel.

Ein prächtiger Menschenstamm waren doch jene Kriegsföhne aus dem alten Norden, welche unsere Volksgeschichten, die in ihren Berichten über dieses Zeitalter so oberflächlich verfahren, unter dem gemeinsamen Namen der Dänen begreifen. Sie haben allerdings die Nationen, über welche sie hinfegten, in abermalige Barbarei zurückversenkt; aber aus dieser Barbarei haben sich durch sie die edelsten Elemente der Civilisation erhoben. Schweden, Norweger und Dänen zeigten, von Weitem gesehen, trotz aller Verschiedenheit in unwesentlicheren Punkten, bei näherer Prüfung doch einen gemeinsamen Charakter; sie besaßen dieselbe wunderbare Thatkraft, dieselbe Leidenschaft für persönliche und bürgerliche Freiheit, dieselben glänzenden Irrthümer im Durste nach Ruhm und im Punkte der Ehre, und vor Allem als Hauptursache der Civilisation dieselbe bewundernswerthe Biegsamkeit und Geschmeidigkeit in der Vermischung mit den überwundenen Völkerschaften. Gerade dieser Zug bildet ihren eigentlichen Unterschied von den halsstarrigen Celten, welche jede Vermischung zurückweisen, jede Verbesserung verachten.

„Frankes li Archeveske li Dus Rou baupiza.“ *

(Frankes, der Erzbischof, taufte Rolfganger.)

* Roman de Rou, I. Th. Vers 1914.